

Hinter den Mauern von Hebron

ANDRZEJ STASIUK: **Die Mauern von Hebron.** Aus dem Polnischen von Olaf Kühl. Suhrkamp Verlag, Frankfurt 2003. 160 Seiten, 9 EUR.

»Die Mauern von Hebron« ist Andrzej Stasiuks erstes Buch, das 1992 in Polen erschien. Es handelt von seiner Gefängniszeit. Anfang der achtziger Jahre war er vom Militärdienst desertiert und bekam dafür eineinhalb Jahre Gefängnis. Er saß dort mit allem, was so in Gefängnissen sitzt. Kleine und große Gauner, Diebe und Banditen, Mörder und Verbrecher. Diese Zunft hat ihre eigene Moral, und er kam damit zurecht. »Ich hätte das Gefängnis hassen sollen, aber das Gefängnis gefiel mir. Ich hätte eine Wut auf jemand haben sollen, aber mir war das so was von egal.« Er kam sich vor wie im Sanatorium, schreibt er in seinem autobiografischen Roman »Wie ich Schriftsteller wurde«. In den »Mauern von Hebron« wirkt es nicht mehr so gemütlich. Man sieht den Ich-Erzähler »von Wand zu Wand« laufen, »vom Fenster zur Tür« und »von der Tür zum Fenster«. Er gerät hier in das »Kellergeschoss« menschlichen Daseins, männlicher Gewalt und Sexualität oder auch beides zusammen.

Das »Geschwätz von den verlorenen besten Jahren« lässt er für sich jedoch nicht gelten. »Meine Jahre sind alle gleich. Ich trage mich. Ich beuge mich unter der Last von Fleisch und Blut.« Er fühlt sich unbeschadet und ganz. Mit dieser ungeheuren Kraft begegnet er auch all dem, was ihm entgegenkommt. Geblieben ist die Angst, »die Angst vor dem Tod«. Auch »diese Stille ist unfassbar«. In Einzelhaft kann er die Ratten mit ihren Neugeborenen beobachten. Geblieben sind Erinnerungen, überflüssig und unerträglich. »Das Kreuz der Erinnerung. Mein Körper daran geschlagen.«

Den größten Raum nimmt, neben kleinen Erzählmomenten, die »Erzählung einer

Nacht« ein. Erzählen eines Mitgefangenen. Quasi ein Lebensbericht, auch wie es dazu kam. Den Beginn seiner »Karriere« sah er in der Besserungsanstalt. »Was ich in der Anstalt gelernt habe, reicht mir fürs ganze Leben.« Bereits als Jugendlicher war er in Diebereien verwickelt, die Mutter, offenbar im leichten Gewerbe tätig, verriet ihm, was ihm die Besserungsanstalt eintrug. Hier geht es um Sodomie, später Inzest und Muttermord, männliche Abenteuer verschiedenster Art. Im Schlusskapitel »Die Mauern von Hebron« wird auf einen Bibelvers verwiesen: Jos. 20,7. In Josua 20 geht es um die Errichtung von Freistädten für das Volk Israel. In Hebron, auf dem Gebirge Juda, sollte Schutz finden derjenige, »der jemand aus Versehen, unvorsätzlich, erschlägt, damit sie euch als Zuflucht vor dem Bluträcher dienen« (Jos. 20,3).

Andrzej Stasiuk war von Anfang an ein Autor der Grenzüberschreitung, auch wenn es so harmlos anfing: »Aus Langeweile kaufte ich mir ein Heft und einen Kugelschreiber, setzte mich hin und schrieb ein Buch über das Gefängnis. Zwei Wochen habe ich gebraucht.« Er selbst hätte nicht gedacht, dass es ihm so leicht fallen würde, ein Buch zu schreiben. In Polen ist es immer wieder aufgelegt worden. Trotz der schockierenden Schamlosigkeit der geschilderten Gefängniswirklichkeit, mit auf engstem Raum zusammengepferchten Männern, deren »gewalttätiger Körperlichkeit«, mit gleichzeitiger »Sehnsucht nach Ausbruch und Grenzüberschreitung« (Klappentext). Andrzej Stasiuk bewältigt diesen Stoff mit unerschrockener poetischer Kraft und »Kraft zur poetischen Überschreitung«, er bricht durch an die Niederungen und die Dunkelheit menschlicher Existenz, ohne die aber möglicherweise das Erleben, die Epiphanien des Lichts in »Die Welt hinter Dukla« gar nicht entstanden wären. Für den deutschen Leser gehört dazu die souveräne Übersetzung von Olaf Kühl.

Brigitte Espenlaub

Helle Sonne, dunkler Schatten

RUTH WHITE: **Helle Sonne, dunkler Schatten**. Aus dem amerikanischen Englisch von Eva Riekert. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 2002. 116 Seiten, 13,50 EUR.

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten nur wenig dein ... Hölderlin

Ruth White hat dieses Buch ihrer Schwester Audrey gewidmet, die als Teenager an Schizophrenie erkrankte und den Rest ihres Lebens in psychiatrischen Krankenhäusern und betreuten Wohngruppen verbringen musste. Trotz der räumlichen Trennung waren die Schwestern so innig miteinander verbunden, dass das seelische Leiden der einen wie ein körperlicher Schmerz auf der anderen lastete. Irgendwann wollte Ruth White dieses Buch schreiben. Irgendwann ... Eines Tages kam die Geschichte zu ihr während langer Spaziergänge am Strand von Virginia Beach. Unverhofft verschaffte sie sich Gehör und war in kurzer Zeit formuliert. Die Schriftstellerin gesteht, dass es die kürzeste Zeit war, die sie je für ein Buch gebraucht hätte und dass es das beste sei, dass sie geschrieben habe.

Wie in ihren ersten beiden Büchern »Die Schlangenbrücke« und »Das Lied von der Weide«, wollte sie sich auch in diesem – »Helle Sonne, dunkler Schatten« – auf authentischem, biografischem Boden bewegen: Junge Mädchen, die ihre Väter verloren hatten, zogen mit ihren Müttern in eine fremde Stadt ... Es kam anders. Den Anfang des dritten Buches schrieb sie um und erschuf sich einen Vater. Da sie den eigenen kaum gekannt hatte, konnte sie im Prozess des Schreibens nicht nur der geliebten Schwester gedenken, sondern auch eigene Wunden heilen lassen.

»Helle Sonne, dunkler Schatten« erzählt die Geschichte zweier Mädchen, deren Mutter wunderschön singen konnte, Gedichte und die Bibel las und ihren Töchtern ungewöhnliche Namen mit auf den Weg gab. »Ein Name sollte etwas bedeuten und anderen Leuten

etwas über den sagen, der ihn trägt. Und ihm selbst soll er helfen, seinen Platz in diesem Leben zu finden und ihm das Gefühl geben, dass er etwas besonderes ist.« So nannte sie die erstgeborene Tochter Sonne. Drei Jahre später wurde eine Schwester geboren: »Unsere Zweite nennen wir Lyrik, und sie wird so süße Lieder singen, dass es einem die Tränen in die Augen treibt.« Und so geschah es.

Die beiden Mädchen mit den sprechenden Namen sind drei und sechs Jahre alt, als die Mutter an Schwindsucht stirbt. Der Vater, ein gutmütiger Mensch, ganz zufrieden damit, Bergmann zu sein, lebt fortan nur für seine Töchter. Konnte er früher bedenkenlos Geld verspielen oder vertrinken, wird er ihnen nun zum Fels in der Brandung. Die beiden Schwestern fühlen sich geliebt und geborgen, wachsen mit Singen, Tanzen und Lachen auf, erwärmen die Herzen der anderen Dorfbewohner mit ihren schönen Stimmen, machen ihren Namen alle Ehre. Manchmal hat Sonne wunderliche Anwandlungen: »Zum Beispiel hatte sie eine Todesangst vor elektrischem Strom. ... Sie geriet in Panik und versteckte sich, sobald sie einen Hund sah. Hunde nannte sie immer Wölfe. ... Und Sonne redete laut vor sich hin.« Aber niemand im Ort stört sich daran. Die Schwestern lernen ziemlich gut kochen, legen einen Garten an, haben immer zu tun und tun es mit Freude. So reich an Gegenwart, leben sie in purer Daseinsfreude, fühlen sich einfach daheim. Als Sonne sechzehn Jahre alt wird, überrascht der Vater seine Töchter: Er hat Arbeit gefunden in einer Autofabrik. Sie werden nach Michigan ziehen, ein »besseres Leben« führen. Lange steht Sonne an jenem Abend im Mondlicht, flüstert und wispert mit dem Unsichtbaren, während Lyrik, bereits im tiefen Schlaf, von den Dingen träumt, die sie in Michigan kaufen würden.

Dieser Geburtstag wird zum Wendepunkt in Sonnes Leben. Das genaue Datum wird genannt: 9. August 1955. Warum? Soll der Leser das Geburtsjahr als basso continuo mitdenken? Der bis dahin rhythmisch dahinfließende Erzählstrom gerät wie durch einen Grenzstein ins Stocken. Tatsächlich

wird mit dem Umzug und der Hoffnung auf ein »besseres Leben« alles anders. Der Fernseher läuft von morgens bis abends, nimmt ihnen das Gefühl für die Gegenwart. Der Alltag wird zum Film. Fortsetzung folgt. Tag für Tag. Selbst die Sprache ändert sich rasch, wird stereotyp wie die Mahlzeiten, die nicht mehr liebevoll zubereitet, sondern aus Konserven aufgewärmt werden. Zum Geburtstag gibt es einen Geldschein, für den man sich etwas Schönes kaufen darf. Eigenes schöpferisches Tun ist nicht mehr gefragt. Authentizität wird zur Anpassung, Rhythmus zur Routine. Die Seele wird ausgehöhlt, dann überflutet. Ruth White lässt einen Lehrer diesen Prozess mit dem Begriff der Osmose verdeutlichen: »Wir saugen die Ansichten auf und fangen an, sie für die eigenen zu halten. Auf diese Weise überlassen wir es anderen, für uns zu denken, wenn wir nicht Acht geben. Und skrupellose Menschen können auf diese Weise unsere Denkweise beherrschen.«

Der wachsende Wohlstand wird zum Notstand für Sonne, die sich in der neuen Welt nicht zurechtfinden kann. Von den Menschen ihrer Umwelt verspottet, zieht sie sich immer mehr zurück. Vergeblich suchen ihre Augen den Horizont ab nach den vertrauten Hügeln ihrer Kindheitslandschaft. Kein Halt. Nirgends. Lyrik fängt an, sich ihrer Schwester zu schämen, die immer mehr verwaht. Nicht mal in ihren Träumen findet sie. So wird das siebzehnte Lebensjahr für Sonne zum Überlebenskampf, den sie verliert. Sie geht unter.

Ruth White beherrscht die Kunst, Zustände in ihrem Werden und Gewordensein zu beschreiben, indem sie geschickt mit Raum und Zeit umgeht. Beansprucht das Erinnern an die glückliche Kindheit nur wenige Sätze von poetischer Tiefe, so widmet sie dem tragischen Lebensjahr der Schwester, dem Ausbruch ihrer Krankheit, fast den gesamten Raum. Als hätte sich im Prozess des Schreibens eine Schleuse geöffnet, die den jungen, starken Lebensstrom der künstlerisch begabten Schwester in ein grenzenloses, immer mehr Abflachendes ausufern ließ. Behutsam

lässt Ruth White die Phänomene ihrer Zeit sprechen, um sich durch Dialoge, Träume, Landschaftsbeschreibungen, Gestalten der nordischen Mythologie, dem Rätsel Schizophrenie zu nähern. Ihrer Erkenntnis hat sie künstlerischen Ausdruck verliehen, um möglichst vielen Menschen bewusst zu machen, was geschieht, wenn die Seele verloren geht und wie sie verloren geht. *Karin Haferland*

In Sprache schwelgen

DIRK MENDE: Wer weiß, ob's war ist?! Eine unerhörte Geschichte aus Geschichten in Geschichten und Gedichten samt einem ganzen Stücklein, heißet »das entschwundene Lachen«, Verlag Johannes Mayer, Stuttgart, Berlin 2001. 376 Seiten, 24 EUR.

Hier ist ein augenzwinkerndes und zwerchfellzwickendes Buch anzukündigen. Es handelt von Kindern, dürfte aber Erwachsenen viel mehr Spaß bereiten. Fast schon barocksprachkräftig steigt da eine Fabelwelt von kauzigen Erwachsenen und altklugen und zugleich abenteuerlustigen Kindern auf. Was der Verfasser – ein Literaturwissenschaftler aus Esslingen – in die Lustigkeit des Textes einschmuggelt, ist zweierlei: in der überbordenden Fülle der Anspielungen und Zitate aus der Weltliteratur kommt die Frage auf, ob wir überhaupt noch »original« sprechen können oder uns sprachlich nur mit fremden Federn schmücken, selbst wenn wir unser Zitieren nicht bemerken.

Und in dem eingeschobenen Theaterstück wird die »bilschöne Prinzessin« befreit, deren Leiden gerade darin besteht, dass sie von den anderen als Bild gesehen und damit festgelegt wird. »Du sollst Dir kein Bild machen ...« Dass wir in Sprachbildern schwelgen und zugleich uns in Bildern immer wieder leise verfremden – das habe ich noch nie so vergnüglich im Lesen erleben können. All die burlesken Illustrationen und die edle Typographie helfen mit, in sanft ironischer Verspieltheit. *Frank Hörtreiter*

Tod an heiliger Stätte

P. D. JAMES: **Tod an heiliger Stätte**. Roman. Aus dem Englischen von Christa F. Seibicke. Droemer Verlag, München 2002. 543 Seiten, 22,90 EUR.

Bevor die englische Schriftstellerin Phyllis Dorothy James (geb. 1920) im Alter von zweiundvierzig Jahren ihr erstes Buch herausbrachte, musste sie für ihre beiden Töchter und den Mann sorgen, der als Invalide aus dem Weltkrieg heimgekehrt war. Da war nur wenig Zeit und Muße für schriftstellerische Ambitionen. Die Jahre der Pflicht und Entbehrung aber hatten sie auch reich beschenkt. Durch ihre Tätigkeit in einem Krankenhaus und der Kriminalverwaltung des britischen Innenministeriums kam sie hautnah mit den Licht- und Schattenseiten des alltäglichen Lebens in Berührung. Kein Wunder, dass ihre Begabung an Tiefe gewann und zu intuitiver Menschenkenntnis heranreifte.

Mord und Sühne sind ihr Thema, das sie spannend zu variieren weiß. Leser schätzen die klassischen Mordgeschichten der »Queen of Crime«, die im Jahre 1991 zur Baroness James of Holland Park geadelt wurde, nicht nur der Spannung und der logisch durchdachten Handlung wegen. Mühelos verknüpft P. D. James die Lebensläufe und Schicksalsfäden ihrer Figuren miteinander. So rückt die Tat, natürlich ein Mord, immer mehr in den Hintergrund, das Motiv und die Suche danach geraten immer mehr in den Vordergrund. Dabei schürft sie in den dunkelsten Schichten der Seelen. Ihre Stärke liegt in den leisen Tönen, der sachlichen Beschreibung, ihrem beobachtenden, unbefangenen Blick. Jedes Detail ist wichtig.

»Tod an heiliger Stätte« ist ihr neuester Kriminalroman, der fünfzehnte. Er führt den Leser in ein Kloster an die rauhe Küste von Suffolk. Das Altarbild der Klosterkirche, ein Kunstwerk und der Schatz der Patres, Lehrer und Studenten, wird eines Tages geschändet, der Archidiakon ermordet aufgefunden. Ein Schock für das Priesterseminar, denn dies ist

bereits der zweite Mord innerhalb kurzer Zeit ... Ein Fall für den Gedichte schreibenden und Jaguar fahrenden Ermittler von Scotland Yard, Adam Dalgliesh. Während der Untersuchungen kommt es zu zwei weiteren Mordfällen. Vier Tote in einem viktorianischen Kloster, ein melancholisch-romantischer Commander, den die Ermittlungen zufällig an den Ort seiner Kindheit führen, das Erlblühen einer späten Liebe, Heilige und Schein-Heilige, die die Klaviatur der Macht mit instinktivem Gespür beherrschen und bereit sind, alle Register zu ziehen. – Diese zeitlose und zugleich aktuelle Mischung verspricht nicht nur Spannung. Sie beweist auch, dass Kriminalromane noch gute Literatur sein können. *Karin Haferland*

Primatenart Mensch

MICHAEL TOMASELLO: **Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens**. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2002. 285 Seiten, 26,90 EUR.

Wer in dem vorliegenden Buch eine Art Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens zu finden hofft, um dieses besser zu verstehen, sieht sich enttäuscht. Den Autor interessiert nicht das Denken selbst, sondern die Frage, warum die kognitiv-kulturelle Entwicklung der Menschheit so viel schneller verläuft als die rein biologische Evolution. Das Buch stellt das Ergebnis seiner Bemühungen dar, »eine einzige biologische Anpassungsleistung mit Hebelwirkung zu finden«, welche diese Beschleunigung erklären kann. Michael Tomasello, Kodirektor am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig, präsentiert eine knappe Theorie mit weniger Gehalt als der Titel des Buches verspricht.

Tomasello postuliert in seinem Buch einen besonderen Mechanismus, der die Gattung Mensch gegenüber (anderen) Tieren auszeichnet: Der Mensch ist das einzige Lebewesen mit der Gabe, sich in andere Artgenossen hineinzuversetzen und sich mit ihren mentalen Operationen zu identifizieren. Der Ein-

zelle besitzt die Fähigkeit, die »intentionale Bedeutung« des symbolischen Ausdrucks oder des Werkzeuggebrauchs anderer Menschen nachzuvollziehen. Er ist in der Lage, anderen Menschen dieselbe Art von Intentionalität zuzuschreiben, die er selbst besitzt. Dadurch wird die Weitergabe kulturellen Wissens und sozialer Praktiken erst möglich. Diese Befähigung zum Dialog, zum Erfassen fremder intentionaler Bedeutungen, bewirkt das kulturelle Lernen und die kulturelle Entwicklung des Menschen.

Nach Tomasello ist es dieser Mechanismus, der die einzigartige stammesgeschichtliche Evolution des Menschen gegenüber dem übrigen Tierreich ermöglicht hat. Der Mechanismus zeigt sich heute in der kindlichen Individualentwicklung. Den Beginn des Verstehens anderer als intentionaler Akteure sieht Tomasello bei Kindern im Alter von etwa neun Monaten. Nach seiner Auffassung hat die »soziale Kognition von Säuglingen vor diesem Alter vieles mit der von nichtmenschlichen Primaten gemein.« Ab diesem Zeitpunkt ist das Kind aber in der Lage, das Verhalten von Erwachsenen gegenüber äußeren Gegenständen nachzuahmen und deklarative Gesten zu gebrauchen. Beides deutet auf ein beginnendes Verständnis des Kindes für Intentionen anderer Menschen. Der Autor verwendet Beispiele, um den von ihm postulierten »Mechanismus kultureller Evolution« zu differenzieren und abzusichern. Trotzdem wird dieser selbst in seinen Prozessen nie wirklich anschaulich. Die an sich wichtigen Beobachtungen und Einzelphänomene, insbesondere zum Thema Spracherwerb, werden in bestimmten Hinsichten analysiert, aber nicht wirklich seelisch beobachtend durchdrungen. Am Ende des Buches kommt heraus, was schon am Anfang mitgeteilt wurde: Ohne den Mechanismus kulturellen Lernens würde der Erwerb von Wissen, sozialen Praktiken und Konventionen sich stammesgeschichtlich und individualgeschichtlich nicht in diesem Tempo vollziehen können.

Tomasellos Theorie ist trotz seiner interessanten dialogischen Perspektive und der Betonung des kulturellen Lernens letztlich biologi-

stisch, weil sie das menschliche Individuum von der Gattung her bestimmt. Er begreift den Menschen durchweg als »Primatenart« mit einer »besonderen Art von Primatenkognition«. Das kulturelle Lernen ist für ihn eine höhere Art von Gattungseigentümlichkeit. Diese »trat an einem bestimmten Punkt der Evolution des Menschen auf, möglicherweise sogar erst in jüngster Zeit und vermutlich wegen bestimmter genetischer Ereignisse und eines bestimmten Selektionsdrucks. Sie besteht in der Fähigkeit und Tendenz von Individuen, sich mit Artgenossen so zu identifizieren, dass sie diese Artgenossen als intentionale Akteure wie sich selbst mit eigenen Absichten und eigenem Aufmerksamkeitsfokus verstehen und in der Fähigkeit, sie schließlich als geistige Akteure mit eigenen Wünschen und Überzeugungen zu begreifen«.

Leider berücksichtigt Tomasello an keiner Stelle die phänomenologischen Forschungen Max Schelers oder Rudolf Steiners zur Wahrnehmung fremder Iche.¹ Auffällig ist ferner, dass Tomasellos Theorie nur erklärt, wie tradiertes Wissen und tradierte Praktiken weitergegeben werden können. Die Frage, wie Neues in die Welt kommt, bleibt unbeantwortet. Das Buch regt durch seine Einseitigkeit dazu an, sich zu fragen, wie Individualität nicht nur als Produkt sondern als Produzent kultureller Entwicklung erfahren werden kann.

Ralf Gleide

¹ Siehe z.B. den Beitrag von Bernhard Rang: *Die Wahrnehmung des fremden Ich nach der Theorie Max Schelers*, in: Martin Basfeld/Thomas Kracht: *Subjekt und Wahrnehmung*, Schwabe Verlag 2002.

Wert und Wirklichkeit

THOMAS EBERS/ MARKUS MELCHERS: **Vom Wert der Wertedebatte**. Anmerkungen und Orientierung. Herder Verlag Freiburg i.B. 2002. 144 Seiten, 9,90 EUR.

Das schmale Büchlein enthält eine kritische Betrachtung der aktuellen Wertediskussion, bietet im zweiten Teil eine Skizze von Positio-

nen der praktischen Philosophie (Aristoteles, Kant, Habermas) und führt im dritten Teil in die Probleme der Wertevermittlung und -erziehung ein. Die Verfasser bestätigen einen beschleunigten Wertewandel seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, warnen aber vor einer allein vergangenheitsbezogenen Deutungsart. Idealisierung des Früheren führt nicht weit, aber auch die bloße Kritik der alten Wertekataloge schafft noch keine neuen, konsistenten Werte. Kann es überhaupt allgemein verbindliche Werte geben – wie das »Projekt Weltethos« von Hans Küng meint – oder bewegt sich die westliche Gesellschaft unauffhaltsam in einen Zustand der Anomie hinein? (Würde Rudolf Steiner heute gegen das Projekt Weltethos nicht dieselben Einwände erheben wie gegen die »Gesellschaft für ethische Kultur von 1892«?)

Was sind überhaupt *Werte*? Nach einer von den Verfassern übernommenen Formulierung sind Werte Orientierungsstandards und Leitvorstellungen für die Handlungswahl. Der ontische Status von Werten interessiert nicht mehr, entscheidend ist ihre gesellschaftliche Stellung. Da Werte verschiedener Individuen oder Gemeinschaften kollidieren können, kommt es zur Diskussion über einen weiteren Wert, über die Toleranz. Die Verfasser bemühen sich um eine konfessionsunabhängige Betrachtungsweise, was ihnen ermöglicht, von einer heute positiv besetzten Idee der Flexibilität von Werten zu sprechen. Im zweiten Teil des Buches ist vom Problem der *Geltung* von Werten die Rede. Am Trilemma Wertepluralität, Werterelativismus, Geltungsanspruch werden die teleologische Ethik des Aristoteles, das utilitaristische Modell des Westens und die deontische Morallehre Kants kritisch gesichtet. Kants oberstes Sittengesetz, der kategorische Imperativ, ist ein Ergebnis der philosophischen Überzeugung von der moralischen Autonomie des Menschen, der immer Selbstzweck, niemals Mittel ist. (Die wenigen aber inhaltsvollen Seiten über die Kantsche Morallehre wären vielleicht geeignet, die Kant-Phobie mancher Anthroposophen ins Wanken zu bringen.) Das besondere Interesse der Verfasser richtet

sich auf die moderne Diskursethik. Werte werden gültig im unhintergehbaren gesellschaftlichen Gespräch. Der Diskurs zielt nicht auf Kompromisse, sondern auf die Allgemeingültigkeit der Werte *und* auf die Anerkennung der Individualität der Diskurspartner; er überwindet den Relativismus und leitet vom Konsens zur Kooperation. Der Leser kann Seite für Seite in diesem und im vorausgegangenen Teil den Eindruck gewinnen, als stünde der auf moralische Intuitionen und deren Verträglichkeit sich stützende ethische Individualismus der »Philosophie der Freiheit« Rudolf Steiners knapp vor der Tür. Werte sind Intuitionen, und es ist in der Wertediskussion die Frage, ob Intuitionen alt geworden sind oder neu belebt werden können. Entscheidend ist die den Verfassern gewiss nicht fernliegende Intuitionsfähigkeit des Menschen und die sich daraus ergebende innere Überzeugungsenergie. Insofern ist das Buch von Ebers und Melchers nicht nur eine gut geschriebene Einführung in die heutige Wertedebatte, sondern auch eine sehr erwünschte Einleitung in die volle intuitive Situationsethik, wie Rudolf Steiner sie vertritt. Selbstverständlich werden die Verfasser diese Perspektive nicht goutieren, aber möglich ist sie doch.

Im dritten Teil sind sehr ernst zu nehmende, praxisorientierte Überlegungen zur Werteerziehung entfaltet. Sie gipfeln wiederum in der Idee der Anerkennung. Das Büchlein endet mit einem in letzter Zeit öfters zitierten Goethewort aus den »Maximen und Reflexionen«: »Es geht um alles. Es geht um unser individuelles und gesellschaftliches Selbstverständnis. Es geht darum, wie wir mit anderen und mit uns selbst umgehen. Mit dem Verweis auf Toleranz ist es nicht getan. Denn ›Toleranz‹ sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein: Sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heißt beleidigen.«

Günter Röschert

Beuys als Denker

WOLFGANG ZUMDICK: PAN XXX ttt: **Joseph Beuys als Denker.** Sozialphilosophie – Erkenntnistheorie – Anthropologie. Verlag Johannes M. Mayer, Stuttgart/Berlin, 2002. 84 Seiten, 12,80 EUR

Vielleicht ist die beste Frage, die der Leser an ein Buch über Beuys stellen kann, die: Wird Beuys in ihm anwesend? Anders ausgedrückt: Kann der Autor in seiner Arbeit Beuys so vor das innere Auge des Lesers positionieren, dass dessen unerhörte Geistesgegenwart, mit der er im Leben wirkte, erscheint? Denn, was diesem Ausnahmekünstler zu eigen war, lässt sich immer noch – und das ist das Verblüffende! – anhand der erhaltenen Filmdokumente, Gesprächsaufzeichnungen und gedruckten Vorträge nachvollziehen: Beuys gestaltete immer einen jeweiligen Moment kreativ aus einer schonungslosen Offenheit heraus, die z.T. schockierte; man hat nie den Eindruck, dass er etwas reproduziert, sondern gewahrt einen Menschen, der im Augenblick etwas völlig Neues schafft. Um es vorweg zu nehmen: Wolfgang Zumdick gelingt es in seiner kleinen essayistischen Studie durchaus, etwas von dieser seltenen Gabe der schöpferischen Präsenz des Joseph Beuys dem Leser zu vermitteln. Es erstaunt, dass er das nicht dadurch macht, dass er vorrangig bekannte Aktionen des Künstlers betrachtet, sondern hauptsächlich aus Gesprächen und Vorträgen die Grundzüge des Beuys'schen Denkens herausliest. Diese sind zwar nie von Beuys systematisch formuliert worden – das hätte seiner Forderung nach unmittelbarer Kreativität widersprochen –, durchziehen aber sein Werk als roter Faden.

Was den Einstieg in eine Beuys'sche Philosophie (wenn man so eine Formulierung einmal zulassen will) erleichtert, ist, dass Beuys den Ausgangspunkt für sein gesamtes Tun in einem Denken findet, das sich selbst begreift; es ist das Einzige im Menschen, was von der äußeren Objektwelt unabhängig ist. Es ist frei, weil es nicht von etwas anderem determiniert werden kann. Beuys spricht es auf seine unnachahmliche Art aus: »Denn da wo Den-

ken ist, kann nichts anderes stattfinden. Das kann nur in mir selber sein. Es kann sozusagen nur von einem Kreationsspunkt ganz neu in die Welt hineinkommen.« Er setzt also das Denken an den Beginn eines jeglichen schöpferischen Prozesses, den das Ich in Freiheit tätigt. An den Endpunkt des Denkens (das freilich nie endet) deutet Beuys in einem Vortrag, gehalten im *Internationalen Kulturzentrum Achberg*, der sich mit dem Kosmos, dem Tierkreis und den Hierarchien befasst und dabei die modernen Vorstellungen von Lichtjahre entfernten Galaxien mit einbezieht, indem er einen Gedanken äußert, der dadurch überrascht, dass er dem Denken einen noch größeren Wert zumisst, als dem Kosmos selbst: »So groß die kosmologische Grundeinheit ›Welt‹ im ganzen sein mag ..., noch viel größer ist das menschliche Denken, weil es alles dieses umfassen kann.« Zumdick stellt die jeweiligen Gedanken in einen philosophisch-geschichtlichen Kontext: Auf einem menschlichen Denken, das alles Andere übertrifft, basiert Spinozas Freiheitsbegriff; Beuys' plastisches Urprinzip von *Chaos, Bewegung* und *Form* gründet zweifellos in der platonischen Trias von *Vernunft, Wille* und *Gefühl*. Dadurch, dass Beuys den Menschen als Mitschöpfer der Welt versteht, zeigt sich ein zentrales Motiv eines romantischen Weltverständnisses. Zumdick fügt die in Beuys' Werk verstreuten Fragmente aus Zitaten und Vorträgen so in ein einheitliches Weltbild zusammen, dass ein ganz eigenständiges, originäres Denkpotehtial sichtbar wird.

Man darf sagen, dass er dabei insgesamt angemessen vorgeht und Beuys' Denkansätze so miteinander verbindet, dass genügend Spielraum für den Leser bleibt – zunächst im Denken –, selbst schöpferisch zu werden. Diese Vorgehensweise muss, da sie prinzipiell kreativ sein will, per se aphoristisch bleiben. Es gelingt, die Beuys'schen Denkblicke so zu gruppieren, dass sie gleichsam als eine Gesamtskizze auf einen neuen Weltentwurf weisen. Dieser entspringt, wie Zumdick es formuliert, einem Denken, »das seine geistigen Gestalten in den imaginären Raum der Freiheit hinein skulpturiert.« Er kann das sagen,

weil für Beuys dem Denken bereits ein plastisches Moment innewohnt, das *jeder Mensch* als *ein Künstler* dem sozialen Prozess einverleiben kann.

Zumdick führt an dieser Stelle einen Teilaspekt von Beuys' *Evolutionsschema* an, das als ein groß angelegtes Diagramm die Entwicklung des Menschen von einer mythologischen Kulturstufe, wo er von einer geistigen Autorität abhängig war, zu einer zukünftigen Daseinsform aufzeigt, wo er aus der Sphäre der Freiheit handeln wird; den Mittelpunkt bildet das sich in der Gegenwart selbst bewusst werdende Ich. Nur in ihm ist substantiell der Keim für eine zukünftige soziale Plastik zu finden: die Wärme. Zumdick findet jetzt mache Entsprechungen in dem so genannten *Energieplan*, in dem Beuys seine eigene Wärme- und Zeittheorie als Antwort auf die moderne Physik anthropologisch begründet. Indem beide Entwürfe zusammengestellt werden, werden einige interessante Verständnishilfen für die schwierigen Zusammenhänge angeboten. In dem *Energieplan* reiht Beuys jedoch physikalische Begriffe als schwer zu entschlüsselnde Chiffren aneinander, so dass sie Zumdick nur erste Lösungsvorschläge erlauben. So bleibt gerade hier noch vieles unverständlich.

Was aber das rätselhafte Kürzel *PAN XXX ttt* des Buchtitels betrifft, kann Zumdick eine Lesart anbieten, die mir deshalb gelungen erscheint, weil sie künstlerisch ist. In dem erwähnten *Energieplan* werden die Zeichen an einer zentrale Stelle platziert: Das Ich des Menschen stellt den Zeittendenzen der Gegenwart, die auf allen Ebenen von einem Kältepol aus das Geistige abzutöten versuchen, einen kreativen künstlerischen Prozess entgegen, der von einem Wärmepol aus das Leben erhält. Zumdick wagt auf dieser Grundlage eine imaginative Schlussfolgerung: »Auf den Kriegsschauplätzen der Krim hatte Beuys als Bordfunker eines Sturzkampfflugzeuges [den Notruf-Code] *PAN XXX ttt* immer wieder senden müssen. ... Nun funkt er seine künstlerischen Morsezeichen gleichsam aus dem Cockpit einer in den Tod stürzenden Moderne hinaus.«

Daniel Hartmann

Naturerkenntnis

GERNOT BÖHME: **Die Natur vor uns. Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht.** Die Graue Edition, Reutlingen 2002. 305 Seiten, 19 EUR.

Im vergangenen Jahr erschien das Buch Gernot Böhmes »Die Natur vor uns – Naturphilosophie in pragmatischer Hinsicht«. Es sei gleich vorweg gesagt: Es handelt sich um eine engagierte Schrift für Nachdenkliche. Wer Böhme näher kennt, weiß, dass er ein Thema gerne auch von unkonventionellen Gesichtspunkten aus behandelt. Sein Stil ist der eines gebildeten Intellektuellen, der eine verständliche Sprache beherrscht und nicht den grüblerischen detailversessenen Fachphilosophen bedient. Das Buch möchte über Wege aufklären, wie in Zukunft für und in der Natur gehandelt werden kann, jedoch ohne dabei bloßen Naturschutzaktivismus zu predigen. Für mich ist besonders die Art interessant, wie Böhme Naturphilosophie und Anthropologie miteinander verbindet. Der Gedanke ist im Grunde nicht neu, aber in der besonderen Art der Durchführung bedenkenswert. Die sachbezogene Behandlung der Themen verbindet Böhme immer mit einer kritischen Übersicht über das von anderen in Geschichte und Gegenwart dazu Geäußerte. Die vielen interessanten Einzelheiten möge jeder selbst nachlesen. In der Einleitung wird klargelegt, von welchem Standpunkt aus sich Böhme dem Problem der Natur nähern will, nämlich vom Leib des Menschen. Er versteht darunter nicht den Körper, der von außen naturwissenschaftlich in allen seinen Funktionen untersucht werden kann, sondern das, was wir selbst als Leib sind. Körper und Ich sind Gegensätze. Das »Ich« hat einen Körper. Aber der Mensch ist Leib. Also: »Wenn ich meine Hand spüre, dann ist meine Hand nicht Gegenstand des Spürens, sondern: was ich hier Hand nenne, ist nichts weiter als das Spüren selbst.« Dieser gespürte Leib ist die Natur, die wir selbst sind.

Unser gegenwärtiges, durch technische Machbarkeit geprägtes Verhältnis zur Natur

stützt sich aber nicht auf dieses leibvermittelte Leben als Natur, sondern ist bestimmt von einer noch zu überwindenden Distanz. Das Selbst-Natur-Sein ist eine Aufgabe. »Die durchschnittliche Lebensform, insbesondere in Arbeit und Verkehr, zwingt zu einer Haltung und einem Selbstverständnis, das die eigene Natur veräußerlicht und instrumentalisiert. Die dabei ständig vollzogene Unterdrückung der eigenen Natur ist etwas, das man als wesentliches Bestandsstück erwachsenen Daseins in unserer Zivilisation begreift. Es ist der praktische Vollzug des Cartesianismus. Demgegenüber dürfte Selbst-Natur-Sein eine leibliche Existenzweise sein, die selten gelingt und uns – als europäischen Menschen zumindest – noch als Aufgabe bevorsteht.« Mit dieser Auffassung stellt sich Böhme in den gemeinsamen Gang der Geschichte von Natur und Mensch hinein. Die Natur hat sich im Selbstverständnis des Menschen gewandelt. Neben der seit den Griechen immer deutlicher vollzogenen Trennung von Natur und Kultur gab es zwar immer auch die Auffassung vom Zusammenhang zwischen dem Makrokosmos und dem Mikrokosmos (Platon, Paracelsus), jedoch ist ein Grundzug unverkennbar: Der Mensch findet sich nur dadurch als Mensch, indem er sich von der Natur absetzt. »Natur ist also der tragende Grund, von dem menschliches Selbstverständnis seinen Ausgang nimmt.«

Die immer vollständiger technische Manipulierbarkeit der Natur einschließlich des menschlichen Körpers hat diesen tragenden Grund zerstört. Wir können uns nicht mehr auf die gesunde oder gesundende Natur verlassen. Welche Aufgabe entsteht daraus?

»Die Frage ist also, ob es möglich ist, den Begriff der menschlichen Natur so zu konstruieren, dass er es ermöglicht, gegenüber der fortschreitenden Technisierung des Menschen Stand zu gewinnen.« Das kann der Mensch, so Böhme, wenn er die Mitte findet zwischen »betroffener Selbstgegebenheit« im Leibsein (Eins-Sein mit der Natur, die wir selbst sind) und dem Zustand des herausdifferenzierten Ich, das einen ihm fremden Körper hat.

Mit eigenen Worten möchte ich das so for-

mulieren. Böhme sieht, wie der Mensch das kosmische Miterleben der Natur durch die Selbststilisierung eines der Vernunft unterliegenden Subjekts verloren hat und sich auf den engen Raum des Leibes zurückgeworfen vorfindet. Von da aus habe er sich die Natur als Ganze wieder zu erobern, ohne die dabei neu erworbene Fähigkeit der Differenzierung Ich – Körper aufzugeben. »Die kritische Theorie der Natur wird immer mit beiden Begriffen arbeiten, mit Körper und Leib. Ihre Spannung muss erhalten bleiben, ihr Sinn ist nicht ineinander überführbar, denn Fremdgegebenheit und Selbstgegebenheit sind kategorial getrennt. Die menschliche Natur vollständig zu objektivieren, hieße die Souveränität eines Menschen zu verletzen. Denn sie besteht wesentlich darin, auch das, dessen er nicht mächtig ist, sich gegeben sein zu lassen, als etwas, das ihn ausmacht.«

Das Kapitel III führt uns durch die Naturreiche, um zu zeigen, wie sich der Zustand der Selbstbetroffenheit, der das Erleben des Leibes als Natur elementar vermittelt, auch gegenüber der Natur, die wir nicht selbst sind, realisieren lässt. Im Zusammenhang mit der physiognomischen Erkenntnis von Pflanzen und Tieren fallen u.a. die Namen A. v. Humboldt, C. G. Carus, J. W. v. Goethe, F. v. Schiller. Zwei Zitate mögen für sich sprechen: »Die fundamentale Erfahrung, deretwegen uns Blumen etwas bedeuten, ist die Erfahrung des Angesprochenseins. In der Blüte kommt die Pflanze aus sich heraus, strahlt in ihre Umgebung, macht sich deutlich ... In der Blüte, gerade wegen ihres ephemeren Charakters, artikuliert die Pflanze ihre Gegenwart.« Und: »Die Instrumentalisierung der Tiere, ihre Versachlichung zu Ware, ihre Ästhetisierung und die Leugnung ihrer Innerlichkeit – all das setzt voraus, dass wir dem ernststen und aufmerksamsten Blick des Tieres ausweichen. Wir verdrängen, dass nicht nur das Tier für uns existiert, sondern dass auch wir im Blick des Tieres da sind. Das Tier, das uns ansieht, kann uns nicht gleichgültig sein.« Ganz entscheidend ist nun der Gedanke des Kapitels IV. Die Würde des Menschen fordert eine Begrenzung des technischen Angriffs auf

seine Natur. Ist Technik eine Folge der Differenzierung von Ich und Körper, so wird Leib- Sein als Aufgabe sich erweitern müssen zum Ideal der Humanisierung der Natur. Naturschutz besteht dann nicht in der Abgrenzung von Naturreservaten ohne den Menschen. »Die Konzepte einer Orientierung in der Humangeschichte der Natur müssen also nicht negativ, sondern positiv gefasst werden, nämlich als Naturgestaltung, als Wiederherstellung und sogar Herstellung von Natur, nämlich einer humanen Natur.« Es kann so »eine Mannigfaltigkeit möglicher Naturen geben, die sich nämlich in ihrer kulturellen Form unterscheiden. Die entscheidende Frage, über die man sich überhaupt und in jedem regionalen Einzelfall einigen muss, ist deshalb die Frage: Welche Natur wollen wir überhaupt?« Den bildenden Künsten, die sich seit jeher mit dem menschlichen Leib beschäftigten, gesteht Böhme (Kapitel V) eine wesentliche Rolle bei der Beantwortung dieser Frage zu, »indem sie den Menschen seine eigene Natur erfahren lässt, – indem sie im Gegenzug zur technischen Naturaneignung die Frage stellt, was überhaupt Natur ist, – und indem sie die Humanisierung bereits zerstörter Natur initiiert und organisiert.«

Schließlich wird deutlich (Kap. VI), dass eine Naturethik auf der Basis der gegenwärtigen Naturwissenschaft nicht möglich ist, da sie die Natur vom Menschen getrennt hat. Naturerkenntnis muss wieder zur Selbsterkenntnis werden. »Es bedarf deshalb der Entwicklung eines ethisch-relevanten Naturwissens. Ein solches Wissen muss aber aus einer Haltung heraus entwickelt werden, die bereits implizit eine ethische ist. Eine solche Haltung ist mit Hans Jonas als Verantwortung, mit Herder als Anerkenntnis der Natur, mit Goethe als Bildung und mit Rehmann als Mitvollzug des Lebens der Natur zu bezeichnen. Wir haben gesehen, dass aus dieser Haltung heraus ein Wissen von der Natur zu entwickeln ist, das wesentlich davon Gebrauch macht, dass wir selbst Natur sind und an uns selbst erfahren, was Natur ist.« Böhmes Buch macht verständlich worauf es ankommt. Für das Wie verweist er auf andere Autoren und auf die Zukunft. *Martin Basfeld*

Schulung durch Achtsamkeit

CLAUDIO HOFMANN: **Achtsamkeit Anleitung für ein sinnvolles Leben**, Klett-Cotta Verlag Stuttgart 2003, 345 Seiten, 17 EUR.

»In der Achtsamkeit ist das Staunen über das Dasein der Welt und der eigenen Existenz enthalten als Anfang des Begreifens und Erkennens.« Dieses sokratische »Erkenne dich selbst«, man könnte auch im Sinne des Buches von einem »Entdecke dich selbst in deinen verborgenen Möglichkeiten« sprechen, ist das Anliegen Hofmanns. Der Autor verwendet dafür die Begriffe der »Achtsamkeit« und des »Achtsamseins«. Dieses Begriffspaar bezieht sich auf das gesamte Ensemble des menschlichen Ichs, auf sein Denken, Fühlen und Tätigsein in der Welt, wobei »Achtsamkeit« mehr das Wahrnehmen und Erkennen als *aktive Fähigkeit* meint, während »Achtsamsein« eine umfassende *innere Haltung* des Menschen der Welt gegenüber beschreibt.

Mit diesem Buch schickt der Autor den Leser auf eine originelle und sehr anregende Entdeckungsreise, von der er gleich zu Beginn warnend sagt: »Wenn Sie sich (darauf) einlassen, sind damit wie bei jeder persönlichen Entwicklung Veränderungen verbunden, durch die Sie sensibler, empfindlicher und offener werden. Allerdings werden Sie Entdeckungen und Veränderungen nur dann erfahren, wenn Sie das Buch nicht nur lesen, sondern das Neue und auch das Bekannte ausprobieren, üben und reflektieren. Denn Sie allein sind Schöpfer und Geschöpf Ihres Achtsamseins.« Jedes Kapitel ist mit einer Vielzahl von Anregungen und konkreten Übungen versehen und da diese Übungen neugierig machen, ist man bald dabei, die eine oder andere zu praktizieren. Es ist ungefähr so, als wenn man in einen Raum mit vielen Perkussions- und Musikinstrumenten geführt wird. Die Informationen über Klang und Charakter der Instrumente sind das eine und man meint, sie jetzt zu kennen, doch der Reiz und die Fähigkeit, sie zu spielen, ist das andere, erst dann erfährt man ihre wirkliche

Qualität und Bedeutung. Das Erlebnis schließlich, sie durch beständiges Üben spielen zu können, bringt die Erfüllung. Entsprechendes bietet dieses Buch: Der Mensch, genauer gesagt der »übende Leser« vereint in sich all diese »Musikinstrumente« mit ihren potentiellen Möglichkeiten. Durch die Lektüre entdeckt er die eigenen verborgenen Fähigkeiten, die ihm, wenn er sie ühend entwickelt, einen neuen umfassenden Zugang zur Welt bieten. Oder anders gesagt: Er erweitert sein Bewusstsein und stärkt seine Ichkräfte. Denn: »Achtsamkeit ist umfassend gemeint als eine grundlegende Voraussetzung dafür, dass wir die Wirklichkeit umfassend erfahren und die Fülle unserer existenziellen Möglichkeiten entfalten können, im Bewusstsein um die Verantwortung für die menschliche Gesellschaft und für unsere Erde.«

Somit ist dieses geforderte Verantwortungsbewusstsein moralisch tangiert, doch hängt der Autor offensichtlich keiner bestimmten philosophischen oder esoterischen Richtung an, sondern vereint unbefangen unterschiedliche Ansätze in seinem Selbstverständnis und in seinen pragmatischen Übungen. Er verweist im Text und in den Anmerkungen auf verschiedene Quellen, aus denen er geschöpft hat (insbesondere buddhistische, gestaltpädagogische, esoterisch-christliche, auch schamanische und anthroposophische Bezüge werden deutlich). »Viel habe ich gelernt, wie im Zen-Buddhismus alltägliches Tun mit Achtsamsein zusammenhängt: Der Empfehlung von Thich Nhat Hanh, einen Tag der Woche ganz der Achtsamkeit zu widmen, bin ich allerdings noch nicht gefolgt. Für mich ist es besser, jeden Tag Zeiten des Achtsamseins zu finden, die dann wie von selbst zunehmen«. Rudolf Steiner sprach in diesem Zusammenhang von kleinen Zeiteinheiten des wiederholten Übens. Wer sich je mit den Nebenübungen Rudolf Steiners zum Schulungsweg oder sich mit seinem Buch »Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?« beschäftigt hat, wird in Hofmanns Buch die Fülle von Anregungen, die dem »Hier und Jetzt« verpflichtet sind und Steiners Übungen »irdisch« ergän-

zen können, zu schätzen wissen. Im Zentrum des ersten Kapitels stehen »Erfahrungen, die mit der Selbstwahrnehmung und der Achtsamkeit im Ich zusammenhängen. Unsere Sinne und unser Körper, unsere Gefühle und Bedürfnisse, aber auch unser Denken werden in unser Achtsamsein einbezogen, um neue Aspekte des Selbst zu entdecken und in unser Leben zu integrieren.«

Konsequenterweise schließt sich im nächsten Kapitel »Achtsamkeit im Umgang mit anderen« an und von da aus sind es wenige Kapitelschritte und vielfältige Übung, bis der Autor zum »Achtsam tätig in der Welt« kommt. Dieses Tätigsein in der Welt schließt sowohl das nächtliche Träumen und bewusste Aufwachen als auch die Rückschauübung des Tages vor dem Einschlafen ein, denn »in all unserem Tun sind viele Dimensionen des Achtsamseins zugleich angesprochen: Wahrnehmen, Gefühle, Gedanken, Leibliches und Seelisches, zwischen denen die Achtsamkeit hin und her schwingen kann.« Zwar ist das Buch systematisch aufgebaut, aber doch so weit offen, dass man eine beliebige Seite aufschlagen kann und schon liest man sich fest. Auf diese Weise kann man in lockerer Form das Buch nach und nach »erobern« und je nach Bedürfnis, einige Kapitel intensiver lesen, andere dagegen (vorerst) zurückstellen. Es eignet sich bestens zum Stöbern und Experimentieren, aber auch zum anregend-nachdenklichen Überprüfen der eigenen Lebenssituation. »Da wir keine Videokamera sind, versehen wir jede Wahrnehmung mit einer persönlichen Note, in dem wir das Wahrgenommene deuten, interpretieren, werten und darüber nachdenken.«

Der Autor betont die geistigen Grundlagen und Zusammenhänge der Welt und die kulturell-historische Dimension der menschlichen Entwicklung und setzt sich dadurch deutlich von einem traditionellen mechanistischen Weltbild ab. Dieser geistesgeschichtliche, fundierte Blick auf die jeweiligen Übungen betont die menschliche Individualität und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Offensichtlich lässt sich hier eine Verbindung zu der eigenen biografischen Entwicklung des

Autors herstellen, der seinen Weg als promovierter Physiker zum Professor für Pädagogik und Mitbegründer der Gestaltpädagogik in Deutschland ging. »Das Ziel ist der Weg«, betont er, denn: »Achtsamkeit kommt von selbst ins Handeln, wenn wir – paradox – nicht all unsere Aufmerksamkeit auf die Handlung und das Ziel richten, sondern frei und wie schwebend in unserem Tun bleiben. Das gelingt am einfachsten, indem wird dazu summen, pfeifen oder singen.« Dieses Aufgehen in der Tätigkeit, bei gleichzeitiger seelisch-geistiger Gelöstheit ist wohl die Meisterschaft, die der Autor meint.

Und was ist mit der »Virtuellen Welt« und ihrem gewichtigen Anteil in der Lebensrealität? In Deutschland ist »vor dem Bildschirm hocken« die zweithäufigste Freizeitbeschäftigung und weltweit gab es bereits im Jahre 2002 ca. 200 Millionen Internet-Nutzer, Tendenz rasant steigend. »Ist der Bildschirm ein Graus und Ende aller Achtsamkeit? Der Körper erstarrt und das Auge vertrocknet in dem splitttrigen Mix des Bunt-Digitalen, piep, piep, hier bin ich auf Mausclick und aus bist du, www. Matscheibe. Die Sinne werden reduziert auf das nicht räumliche Sehen und ein bisschen Tastatur. ... Aber sei es drum, es nützt nichts: wir müssen uns abfinden, einfinden, Altes verwerfen, Neues ergreifen, so wie mit den Buchstaben die homerischen Sänger sich wandeln mussten und nach Gutenberg all das auswendig Gelernte zum Gespött der Belesenen wurde.« So hat unsere »schöne Neue Welt« die Visionen einer Datenbank, die das gesamte Wissen der Menschheit abrufbar speichert, und im Zwischenmenschlichen ist eine Vernetzung aller Menschen miteinander denkbar, die zu ungeahnten Beziehungs- und Kommunikationsformen führen könnte. Aber »obendrein bietet sich eine Weltbühne für das phantastischste Selbstdarstellungstheater, das aus dem alten knöchernen Ego ein schillerndes Phantom macht.« Auch hier gibt es keine generelle Problemlösung, sondern nur einen individuellen Weg der Achtsamkeit, für den der Autor unter »Glotzen – Zappen – Dösen« Vorschläge macht.

Fazit? Wir brauchen eine neue Ich-Kultur, nur dann werden wir mit den zukünftigen Aufgaben menschengemäß umgehen können. Sprechen die Anthroposophen vom (gegenwärtigen) Zeitalter der Bewusstseinsseele, so zeigt Claudio Hofmann die dafür notwendigen Fähigkeiten und Qualitäten des Menschen auf, die zu entwickeln seien: Achtsamkeit und Achtsamsein. Hofmann wendet sich gegen den gängigen Begriff »Umwelt«, der begrifflich die althergebrachte Spaltung von Subjekt und Objekt, von Ich und Nicht-Ich (unbewusst) tradiert und den Herrschaftsanspruch des Menschen der Welt gegenüber zu legitimieren scheint. Auch hier gilt es ein neues Bewusstsein zu schaffen. Der Mensch ist als integrativer Teil der Welt zu begreifen, in ihm sind Pflanze, Tier und Stein – und schon deshalb ist er nicht nur für sich, sondern immer auch seinen Mitmenschen und der Welt gegenüber verantwortlich. Wie diese Ich-Kräfte erstarken und die Bewusstseinsseele dadurch entwickelt werden kann, wird von einem »Nicht-Anthroposophen« beschrieben und durch Übungen angeregt. Eine Gesamtübersicht aller 120 Übungen mit Zeitskala, Kurzbeschreibung und Textverweis bietet der Anhang.

»Sorge Dich nicht, lebe!« – dieses Buch von Dale Carnegie stand monatelang auf den Bestsellerlisten. Wohl auch deshalb, weil es an den tiefsten Egoismus und an latente Ängste appelliert. Da ist Hofmanns Buch ehrlicher und selbstloser: Es ermutigt den Leser, sich anzunehmen und seine Verantwortung zu erkennen. Vieles was Rudolf Steiner über Entwicklung und Bedeutung der zwölf menschlichen Sinne geschrieben hat, kommt in den praktischen Anregungen dieses Buches vor, geht es doch Hofmann letztlich, ohne dass er es so nennt, um die Entwicklung des Ich-Sinnes, der sich am Du und an der Welt schult. »Der Mensch wird am Du (und an der Welt) zum Ich«, sagt Martin Buber, der Schulungsweg zu diesem Ziel sind Achtsamkeit und Achtsamsein. *Achim Hellmich*